

”Entscheidend auch hier der Einstieg ...”: Wandel und Kontinuität im Ethos des Katalogisierens in den USA

Jeffrey Garrett, Northwestern University Library, Evanston, Illinois/USA

Abstract: Die Losung im Titel stammt aus dem bemerkenswerten Werk von Nikolaus Wegmann aus dem Jahre 2000, "Bücherlabyrinth: Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter".¹ Dieses Buch erinnert uns daran, dass der Katalog in der Nachfolge von Schrettinger und Dewey – und bis zum heutigen Tag – den Einstieg des Benutzers in die sonst ungeheure Unordnung der Bibliothek ermöglicht, die "Sichtbarkeit" der modernen Forschungsbibliothek erst her- bzw. sicherstellt. Wie steht es aber um den Katalog im elektronischen Zeitalter, wo auf einmal bibliographische Angaben durch Volltextrecherchen, die sich gleichzeitig auf 10.000 oder gar 150.000 "Bände" erstrecken, mühelos umgangen werden können? Ist die Monographie als Grundeinheit des Katalogisierens – und damit auch der Katalog selbst – ein Artefakt einer vergangenen bibliographischen Epoche? Werden die Pläne Googles, in den nächsten Jahren ganze Forschungsbibliotheken digitalisieren zu wollen, das Ende des Katalogs noch schneller herbeiführen? In diesem Beitrag werden diese und andere aktuelle Fragen auf dem Gebiet des Katalogisierens teils theoretisch, teils konkret aufgegriffen und besprochen, in der Absicht, sowohl den Wandel als auch die Kontinuität im Ethos dieses altehrwürdigen Spezialfachs der Bibliothekswissenschaft vor allem in einem amerikanischen Kontext aufzuzeigen.

Der Katalog ist keine Selbstverständlichkeit. Historisch gesehen gibt es Alternativen zu ihm, wie zum Beispiel: keinen Katalog. Es gibt etwa die Bibliothek des Barock, wo bereits vom Bibliothekseingang her, als epistemologischer Beitrag der Architektur, die Gliederung aller Bestände dem Blick des gelehrten Besuchers offengelegt war. Kannte sich dieser im System der Wissenschaften aus, wusste er dann auch genau wohin. Der Katalog, wo es ihn gab, war durchwegs ein systematischer, spiegelte also die visuelle Ordnung auf den Regalen einfach textuell wider, war daher für die Findarbeit des Benutzers bestenfalls sekundär wichtig. Erst mit Kant, mit der Durchbrechung des Glaubens an eine visuell wahrnehmbare Ordnung der Wirklichkeit, mit der Entdeckung, dass die Beziehungsgeflechte, die es zwischen den Dingen gibt – also auch zwischen den Büchern – , viel komplexer und multidimensioneller und letztlich auch subjektiver sind, als dass sie etwa durch das Nebeneinanderstellen auf einem Regal repräsentiert werden könnten, wurde der Katalog – eigentlich viele Kataloge gleichzeitig – unumgänglich. Der Katalog ließ die Bibliothek auf indirekte, abstrakte, textuelle Weise sichtbar, lesbar und damit brauchbar werden. Um mit Nikolaus Wegmann zu sprechen: "Der Katalog ist als eigens hergestellte Sichtbarkeit der Bibliothek die Voraussetzung, um gezielt in ihre Bestände eingreifen zu können."²

Mit dem gewaltigen Wandel im Begriff der Bibliothek, weg von der systematischen Aufstellung, weg also von der unmittelbaren Sichtbarkeit der Ordnung, verbindet sich der Name Martin Schrettinger. Dieser las schon als junger Mönch Anfang der 1790er Jahre

die Werke von Immanuel Kant, handelte sich dafür von seinem Abt Rügen ein.³ Auf der Basis seiner Kant-Lektüre und der „Bibliothek-Wissenschaft“, die er davon ableitete, bändigte Schrettinger aber später das Chaos in der Münchner Hofbibliothek, die mit der Integration der Bestände von 200 säkularisierten Klosterbibliotheken bzw. der gewaltigen Mannheimer Hofbibliothek des kurpfälzischen Wittelsbachers Karl Theodor ringen musste.⁴ Dies gelang ihm, da er den Mut aufbrachte und das Wissen besass, Visualität und Gedächtnis als unzureichende Werkzeuge des Bibliothekars zu erkennen und den Katalog – und damit auch das Amt des katalogisierenden Bibliothekars – in den Vordergrund zu stellen. In seinem Durchblick und seiner Konsequenz war Schrettinger seiner Zeit weit voraus. In München, Wien, Karlsruhe und an vielen anderen Orten, später im ganzen deutschsprachigen Raum, zogen die Bücher in das Magazin. Den Zugang zu ihnen verschaffte dem Benutzer nicht mehr der Augenschein, sondern der Katalog. Bis spätestens 1912-13, als Georg Leyh in seinem mehrteiligen Aufsatz „Das Dogma von der systematischen Aufstellung“ mit der alten Bibliotheksordnung endgültig aufräumte, hatte Schrettingers Bibliothekswissenschaft sowohl philosophisch als auch in der Anwendung in der bibliothekarischen Praxis Deutschlands gesiegt.⁵

In Amerika hat man dagegen die systematische Aufstellung nie ganz aufgegeben. Noch 1939 hat der bedeutende amerikanische Katalogtheoretiker Henry Evelyn Bliss seinem festen Glauben an der fortschreitenden Vervollkommnung der wissenschaftlichen Systematik Ausdruck verliehen, mit der die Aufstellung der Bücher in Bibliotheken immer perfekter werden müsste.⁶ In der Praxis, aber auch in der Theorie, zum Beispiel in der Systematik Melvil Deweys, hat man aber die systematische Aufstellung im Laufe der Jahre mit einem kräftigen Schuss Pragmatik wenigstens gut brauchbar gemacht.

Dennoch herrschen, historisch gesehen noch heute, diesseits und jenseits des Atlantiks verschiedene Vorstellungen, was die Aufstellung der Bücher betrifft, also auch darüber, wozu Kataloge gut sind bzw. wozu nicht. Konvergenzen seit dem 2. Weltkrieg, v.a. im Zeichen des „Regensburger Modells“, sind nicht zu übersehen, aber bibliothekskulturelle Unterschiede gibt es nach wie vor. Es kann sein, dass im googelischen Zeitalter sie wieder verstärkt zum Tragen kommen, denn in Amerika wird die Frage zunehmend aufgeworfen und erörtert, ob der Katalog als ein für seine Zeit wichtiges Instrument zwar unsere Anerkennung verdient, aber doch langsam in den Ruhestand geschickt werden kann bzw. soll. Denn mit dem Internet kehrt die Sichtbarkeit des Wichtigen wieder in die Bibliothek zurück, auch der unmittelbare Zugriff auf den Inhalt, heute „Volltext“ genannt, ist wieder möglich. Das sind, könnte man sagen, wieder barocke Zustände. Es kann ferner sein, dass wir in Amerika einer solchen Entwicklung aufgrund unserer Traditionen aufgeschlossener gegenüberstehen als Europäer bzw. ganz besonders unsere deutschen Kollegen.

Sehen wir nun die Situation in den USA etwas genauer an.

Es kann keinen Zweifel mehr geben, der Katalog verschafft den meisten Benutzern in den USA immer weniger den Einstieg in den Wissensschatz der Bibliothek. Das ist im Medium der wissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur längst eine Selbstverständlichkeit – man denke z.B. an JSTOR und EXAC – aber auch bei den zunehmend gebündelten

Nachschlagewerken wie xipolis und xreferplus. Die meisten Benutzer, auch routinierte, suchen nicht in erster Linie nach Verfasser oder Titel – außer sie betreiben „citation chasing“, d.h. sie kontrollieren die Literaturhinweise in einem Artikel oder Buch – sondern sie suchen viele Werke gleichzeitig nach Themen durch, und es ist ihnen nur für Zitierzwecke wichtig, in welchem Werk sie fündig werden. Dabei verwenden sie Stichworte, oft gepaarte („koordinierte“) Stichworte für bessere Präzision, u.a. mit dem Personennamen (oft den Verfassernamen) als eins dieser Stichworte. So findet man in den letzten Jahren bevorzugt den Einstieg in die großen Zeitschriften- und Lexikondatenbanken. Aber selbst für die Erschließung der monographischen Literatur wird der Gang bzw. der Klick zum Katalog von Tag zu Tag entbehrlicher. NetLibrary, ebrary, jetzt auch amazon umgehen den Titelnachweis mitsamt Verschlagwortung ganz und greifen direkt in den Inhalt des Werkes, den Inhalt vieler Werke gleichzeitig ein. Man kann heute sogar alle Vorkommnisse eines Wortes in den 150.000 Werken des britischen 18. Jahrhunderts ermitteln – es dauert keine 30 Sekunden – und zwar ohne den Umweg über den Katalog, und selbstverständlich auch ohne gedruckte Konkordanz.

Also war die Frage nach der abebbenden Notwendigkeit des Katalogs in den USA schon vor der Ankündigung Googles im Dezember 2004 aktuell, gewann aber dadurch natürlich erheblich an Brisanz. Denn die Pläne Googles, ganze wissenschaftliche Bibliotheken einzuscannen und diese Texte recherchierbar zu machen, zielen letztlich auf Katalogersatz, nicht auf Bibliothekersatz. Diese Feststellung möchte auf den ersten Blick befremden, aber es ist so, denn aus naheliegenden urheberrechtlichen, aber auch marktwirtschaftlichen Gründen muss Google den weiteren Kontext und schon erst recht den vollen Inhalt eines Werkes dem Recherchierenden vorenthalten. Nach dem Gebrauch der Google-Suchmaschine wird man daher nach wie vor den Weg zum Text antreten müssen, und zwar nicht bei Google, oder wenigstens nicht kostenlos bei Google. Was bleibt, ist aber die enorm leistungsfähige Suchmaschinerie Googles, nun auf den Inhalt ganzer wissenschaftlichen Bibliotheken zielend.

Es stellt sich die Frage also, noch dringender als je zuvor: Ist die Volltextrecherche dabei, den Katalog als wichtigste Einstiegshilfe in die Bibliothek abzulösen? Arlene Taylor, Professorin a.D. im Fach Katalog an der Bibliotheksschule Pittsburgh, scheint diese Frage zu bejahen, als sie neulich die Rolle des Titelnachweises als eine Art Notbehelf für den Bibliotheksbenutzer im vorelektronischen Zeitalter apostrophierte:

Das Ziel des Katalogisierens bzw. der Verschlagwortung ist die Erstellung einer Zusammenfassung mittleren Grades [Engl. „an intermediate-level summary“] der geistigen bzw. der physischen Eigenschaften eines Informationsträgers. In der Abwesenheit eines vollständigen digitalen Textes bilden solche Beschreibungen den primären Einstieg in den Inhalt von Bibliotheken.⁷ (Hervorhebung des Verf.)

„In der Abwesenheit eines vollständigen digitalen Textes“, heißt es da wörtlich. Jetzt aber gibt es immer mehr „vollständige digitale Texte“, die vom Benutzer unmittelbar und in Sekundenschnelle abgesehen werden können, Hunderttausende und bald Millionen und Abermillionen von ihnen. Brauchen wir denn noch diese „intermediate-level summaries“?

Es geht darum festzustellen, was den Benutzer am schnellsten und am umfassendsten zum Ziel führt, nicht, wie wir in unseren Bibliotheken die Kataloge am besten erhalten können. Der Katalog ist kein absolutes Gut. Wenn er noch lebte, wäre vielleicht sogar Martin Schrettinger inzwischen Befürworter der langsamen Ablösung des Katalogs. Denn für ihn war der Katalog keine absolute Notwendigkeit, sondern er leitete seine Existenzberechtigung einzig und alleine von dessen Funktionserfüllung ab. Und diese Funktion war, wie er es selbst ausdrückte, das „schnelle Auffinden der Bücher“:

Der Zweck einer jeden Bibliothek-Einrichtung ist das schnelle Auffinden der Bücher nach den verschiedenen Bedürfnissen derjenigen, welche die Bibliothek zu benutzen befugt sind.⁸

Erfülle der Katalog diesen Zweck nicht, oder erfülle eine andere Bibliothekseinrichtung diesen Zweck besser, so wäre der Pragmatiker und Quergeist Schrettinger vielleicht der erste, der sich für die Aufgabe der alten Technologie ausgesprochen hätte. Martin Schrettinger als Google-Befürworter? Bevor wir uns derlei Gedankenspielerien zu sehr hingeben, kehren wir vielleicht besser zurück zu der heutigen Situation.

Mit dem Anbruch eines Zeitalters, in dem wir nicht nur die bibliographischen Grunddaten, sondern auch den "Volltext" eines ganzen Werkes, gar einer gesamten Bibliothek bzw. vieler Bibliotheken durchsuchen, durchsieben und uns abschließend in der Reihenfolge vermeintlicher Relevanz anzeigen lassen können, ist es keine Überraschung, dass an den Katalog bzw. den Katalogisierer nicht mit der alten Reverenz gedacht wird. Der Zeitgenosse bekommt mit, wir brauchen derlei Eselsbrücken nicht mehr. Warum sich mit einem Etikett abspesen lassen, sagt der Zeitgeist (gemeint sei der Titelnachweis), wenn man sich am vollen Inhalt eines Werkes sattessen kann? Schon immer galt der Umweg in den Katalogsaal als eine Ablenkung von dem, was man wirklich wollte, nämlich sich gleich an die Bücher heranmachen. Endlich ist es soweit und wir können den Katalog, nach dem physischen auch noch den virtuellen, ad acta legen. Oder etwa nicht?

Es gibt nämlich schon Anzeichen, dass der Herr Zeitgeist den Bogen bald überspannen könnte. Das sieht man an der ganzen Aufregung in der Presse ob der googlischen Zeitenwende. Nicht nur der Katalog, sondern sogar das menschliche Gedächtnis soll jetzt zu einem entbehrlichen Überrest einer vergangenen Epoche erklärt werden. Newsweek etwa berichtete um Weihnachten 2004 mit Euphorie, dass „in der nachgooglischen Ära das Auswendiglernen überholt sein wird, denn selbst das entlegenste Faktum wird man sofort abrufen können.“⁹ Hoffentlich hat man sich aber im Augenblick des Vergessens wenigstens gemerkt, worum es sich in etwa gehandelt hatte, damit man es bei späterem Bedarf aus Google wieder herausholen kann! Denn ohne Mangelgefühl – eine Art informationellen Phantomschmerzes – hilft die größte Datenbank nicht die Wissenslücke zu stopfen, man lebt beglückt und nichts ahnend einfach weiter.

In den letzten Monaten sind viel nüchternere Köpfe auf den Plan getreten als der Newsweek-Journalist Levy. Sie überlegen sich offen, wie die Welt nach der googlischen Wende aussehen wird. Deanna Marcum, die allseits geachtete geschäftsführende

Bibliothekarin der Library of Congress, hat auf dem ALA-Kongress in Boston im vergangenen Januar dieses Jahres einige erste Fragen von ihrer hohen Warte aus formuliert. Weswegen es sie drängt, diese Fragen sowohl sich und als auch ganz allgemein zu stellen, wird klar, wenn man erfährt, dass die Library of Congress jährlich \$44 Millionen (ca. € 34 Mill.) allein für den Katalogbetrieb ausgibt. Also fragt sie: „im Zeitalter der digitalen Information, des Zugangs zum Internet und elektronischer Stichwortrecherchen, wie viel brauchen wir noch für sorgfältig gebaute Kataloge auszugeben? . . . Wie sollen wir denn im Googlezeitalter über das Katalogisieren denken?“¹⁰ Gleichzeitig warnt Marcum vor überstürzten Handlungen, denn das Prinzip des „cataloger-produced bibliographic entry“, wie sie sagt, entspricht und entspringt einer bibliotechnischen Kultur, die die Library of Congress in den ganzen USA und vielerorts um die Welt mitgeschaffen hat. Nichtsdestotrotz kommt man nicht umhin, meint sie, das Großwerk Katalog langsam als eine spröde, den Zeiten und dem reißenden Strom der Nachfrage entrückte Schönheit anzusehen: die „action“ ist ganz woanders, und zwar im Internet. Marcum verweist auf eine Studie des OCLC aus dem Jahr 2002, wonach 80% aller Schüler der USA das Internet für alle oder fast alle Hausaufgaben gebrauchen, für die recherchiert werden muss. Die Werbung, die es dabei gibt, stört schon ein bisschen, heißt es, aber fast 60% aller Schüler sehen keinen Qualitätsunterschied in Webressourcen mit und ohne Werbung – wobei „ohne Werbung“ verschlüsselt auch Bibliotheksressourcen meint.

Für Marcum ist aus ökonomischer Sicht eine andere Tatsache viel gewichtiger, dass nämlich die Beliebtheit der Volltextrecherche, langsam auch beim anspruchsvolleren Publikum nachweisbar, zu einer weitaus höheren Nutzung von teuren Informationen führt als der Gebrauch des Katalogs, also jenes arbeitsintensiv und kostspielig zusammengestellte Werk, das während der letzten zweihundert Jahre den Inhalt der Bibliothek für den Benutzer „erschließen“ sollte. Dieser Katalog, der nun OPAC heißt, ist zum Mauerblümchen des Internetballs herabgekommen. Oder, um es krass kommerziell auszudrücken: der Markt, die Nachfrage ist am Katalog vorbeigegangen. Was soll also noch der Katalog, vor dem die meisten Informationsverbraucher ohnehin die Nase rümpfen? Marcum verweist auf eine weitere Studie, die im vergangenen Herbst bei der Jahrestagung der American Society for Information Science and Technology vorgestellt wurde, in der es heißt: „Die Studenten . . . haben sich enthusiastisch und proaktiv über die Nachteile des Webs hinwegsetzen können, u.a. dessen Durcheinander irrelevanter Seiten und die dubiose Glaubwürdigkeit seiner Ergebnisse. Ganz anders verhält es sich beim OPAC, für den die Studenten lediglich passive und halbherzige Bewunderung aussprachen.“¹¹

Zitat Marcum: „Während wir dabei sind, [neue] digitale Ressourcen zu entwickeln, darf gefragt werden: müssen wir diese digitalisierten Medien so detailliert katalogisieren? Oder können wir Google als den Katalog betrachten?“¹²

Lassen wir vielleicht diese gewichtige Frage einfach eine Weile im Raum erschallen und gehen wir wieder zur Praxis des Katalogisierens in den USA über, denn es gibt weitere Dinge, die die Situation verkomplizieren – aber die ins Feld geführt werden müssen,

bevor so etwas wie ein Fazit, selbst ein interimistisches, gewagt werden darf. Wir müssen dabei ziemlich weit ausholen, aber wir kommen gewiss wieder zum Thema zurück.

Es spricht sich in den USA langsam herum, dass die Firma Thomson Gale – Teil des gewaltigen britischen Thomson Imperiums, das im Jahre 2003 Einkünfte von \$7,44 Milliarden erwirtschaftet hat – dabei ist, allwöchentlich 700.000 Seiten Text aus vergangenen Jahrhunderten einzuscannen und durch ein industrielles OCR-Verfahren vom Bild in digital lesbaren Text zu verwandeln. Ein Ergebnis dieser Tätigkeit haben viele Bibliotheken in den USA schon gekauft, nämlich ECCO, die Sammlung des 18. Jahrhunderts Online, zu einem Preis von umgerechnet € 166.000. Für diese Summe haben wir 150.000 Werke des 18. Jhs. erworben, 33 Millionen Seiten, sowohl Volltext als auch mit einem gut lesbaren Abbild jeder Seite. Der Zugang zu den Daten erfolgt per Verfassersuche, Stichwortsuche im Titelnachweis, auch Volltextrecherche, aber es wird noch eine Weile dauern, bis es unserem Publikum einfällt, direkt in ECCO zu recherchieren. Bis dahin, und auch auf Dauer für das allgemeine Publikum, bleibt in einem universitären Milieu das primäre „discovery tool“ nach wie vor der bescheidene, jetzt oft verschmähte OPAC. Also haben sich in den USA die Kunden von ECCO zusammengeschlossen und eine adäquate Integration der Titelsätze in den OPAC verlangt—und mit Erfolg, wobei aber die Kunden weitere \$25.000 für die bibliographischen Daten hinblättern mussten.

Das Ergebnis allerdings ist großartig. Der Benutzer darf im OPAC zwischen verschiedenen Formaten für verschiedene Zwecke wählen, mal Papier, mal elektronisch. Ein Problem aber bleibt, denn da der Produzent Thomson Gale sich auf den Eighteenth Century Short-Title Catalogue (ESTC) verlassen hat, fehlen die Schlagwörter ganz. Unsere Kollegen in der British Library sind keine unbedingten Anhänger des Prinzips hinter dem Schrettingerschen Schlagwortkatalog, wenigstens in bezug auf historische Bestände, wir in den USA dagegen sehr, denn bei aller Ungenauigkeit der Schlagwortzuweisung, bei allen Praxisunterschieden unter verschiedenen katalogisierenden Individuen, sind Schlagwörter manchmal sehr hilfreiche Zwischeninstanzen zwischen Benutzern und Informationsträgern. Untersucht einer z.B. die Hygieneverhältnisse der Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts, so kann man im Englischen Schlagwörter wie „refuse disposal“, „sanitation“, „communicable diseases“, und „health“ verwenden, auch als Stoff für eine Stichwortrecherche. Aber in einer Volltextrecherche in Werken, die in diesen Jahrhunderten erschienen sind, kommen solche neuzeitliche Vokabeln kaum oder gar nicht vor. Eine Suche in ECCO nach dem Wort „sanitation“ z.B. bestätigt dies: von drei „false drops“ abgesehen, ergaben sich keine Treffer. Sucht man dagegen Wörter wie „sewers“, „fever“, „plague“ und gar „effluvia“ usw., so wird man sehr rasch fündig. Wir wollen, dass Benutzer, die im Wortschatz des 18. Jahrhunderts nicht bewandert sind, dennoch auf relevante Werke aufmerksam gemacht werden. Diese Leistung des Katalogs kann durch reine Stichwortrecherchen im Volltext nicht erbracht werden. Deswegen arbeitet z.Zt. eine Gruppe von Fachreferenten und Katalogisierern an einem Projekt, die in vielen wissenschaftlichen Bibliotheken an Druckwerke des 18. Jahrhunderts bereits vorhandene Verschlagwortung zu „ernten“ und sie den elektronischen Äquivalenten in ECCO anzuhängen. Wir hoffen, dabei mit OCLC und einigen größeren angloamerikanischen

Forschungsbibliotheken zusammenzuarbeiten. Die Research Libraries Group (RLG) hat leider schon abgewunken, sie arbeitet stattdessen fleißig an dem Umstieg zu MARC21. Wichtig bei der Realisierung des Projektes ist vor allem das Prinzip des NMI – „no manual intervention“ (Dt. etwa: „kein manuelles Eingreifen“) – denn bei einem Projekt dieses Umfangs bedeutet jeder einzelne manuelle Eingriff, 150.000mal potenziert, dass das erwünschte Ergebnis unerreichbar bleibt.

Diese Erntestrategien, einmal an ECCO erprobt, könnten uns bei der Überbrückung anderer zeitlicher, sprachlicher und sachlicher Klüfte helfen, etwa beim Auseinanderklaffen von englischsprachigen subject headings und deutschen Schlagworten, die bekanntlich untereinander nicht frei konvertierbar sind. Ein Beispiel wäre die bekannte „Bibliothek der deutschen Literatur“ der Firma K.G. Saur, eine Mikroficheausgabe von 15.166 Erstausgaben der deutschen Literatur, die als Projekt der Kulturstiftung der Länder – mit Katalogarbeiten durch Die Deutsche Bibliothek – realisiert worden ist. Wir haben an der Northwestern University die Titelsätze (größtenteils maschinell) in AACR2 konvertiert – in USMARC waren sie schon von deutscher Seite aus. Arbeitsaufwand betrug ca. 300 Stunden für die 15.000 Katalogisate, wobei der Hauptanteil dieser Arbeit in der Anpassung deutscher Verfassernamen an die Normen der amerikanischen Personennamendatei bestand. Das alles gelang. Aber wie im deutschen Original fehlte die Verschlagwortung ganz. Nun, wäre es nicht ein großer Vorteil, die bereits im Netz auffindbare Verschlagwortung in englischer Sprache aufzulesen und allen US-Bibliotheken, die die 15.000 Werke der Bibliothek der deutschen Literatur besitzen, zur Verfügung zu stellen? So lautet heute der Plan. Die beim ECCO-Projekt gesammelte Erfahrung wird uns hierbei sehr nützen.

In einer der letzten Nummern der ZfBB hat Norbert Lossau gefordert, dass „Bibliotheken das wissenschaftliche Internet erschließen müssen.“¹³ Das stimmt unbedingt. In den USA und bestimmt auch in Deutschland sind Bibliotheken dabei, mit föderativen Suchsystemen wie MetaLib Katalogrecherchen und Internetsuche zu verbinden und die Ergebnisse für den Benutzer möglichst transparent zu integrieren. Wir müssen bei diesen Bemühungen sehr aufpassen, dass wir die erbrachte Leistung vieler Generationen von katalogisierenden Bibliothekaren nicht als irrelevant in den Mülleimer werfen, denn zu den Tücken des Vergessens gehört (wie schon oben angedeutet), dass man auch bald vergisst, das Vergessene je gewusst zu haben. Die Fixierung auf die Stichwortsuche, auf die Volltextrecherche, könnte, wie wir gesehen haben, zu einer derartigen Einengung des bibliographischen Bewusstseins führen, denn die bibliothekarische Leistung besteht nicht darin, im bibliographischen Nachweis eine reduzierte Form des Werkes zu realisieren (wie ihn Arlene Taylor oben beschrieben hat), sondern vielmehr eine Destillation, die Essentielles enthält, Dinge also, die im Werk an sich so nicht enthalten sind, vor allem auf dem Gebiet der authority control, d.h. der Namennormierung, und der subject analysis, d.h. der Verschlagwortung. Bringt man diese bibliothekarischen Leistungen in die zu schaffenden großen Suchmaschinen, die die Bibliotheken und das Internet gleichzeitig absuchen, wie dies von Lossau beschworen wird, dann wird es eines Tages egal sein, ob Schüler und Studenten bewusst den Weg zum Katalog suchen oder ihn meiden, der Katalog wird trotzdem im Hintergrund seine heilsame, Inhalte erschließende

Wirkung entfalten. Nicht alles, was Sinn hat, muss nämlich für den Anwender sichtbar sein. Am Ergebnis wird man es erkennen.

Im naher Zukunft will (wie man im Vortrag Deanna Marcums liest) die Library of Congress Fachkollegen der bibliographischen Dienste verschiedener Nationalbibliotheken der Welt zu einem informellen Gespräch nach Washington einladen. Ziel des Gesprächs wird sein, die „Voraussetzungen des Katalogisierens einmal international Revue passieren zu lassen und ansatzweise kostengünstigere Methoden zu entwickeln, den künftigen Bedürfnissen bibliographischer Kontrolle gerecht zu werden“.¹⁴ Wir können diesen Gesprächen nur gutes Gelingen wünschen. Hoffentlich wird am Ende dieser Diskussion und der vielen weiteren Diskussionen, die dann beidseits des Atlantiks folgen, der Katalog, ob sichtbar oder unsichtbar, weiterhin im Mittelpunkt des Geschehens bleiben. Unsere Jahrhundertaufgabe ist es nämlich, die Visualität der barocken Bibliothek, eine Qualität, die auch dem Internet zu eigen ist, mit der nicht visuellen Schrettingerschen „Bibliothek-Wissenschaft“, also dem Wissen um die Komplexität der Zusammenführung von Menschen und gesuchten Inhalten, zu einer neuen Synthese für das 21. Jahrhundert zu vereinen.¹⁵

28.125 Zeichen inkl. Fußnoten u. Leerzeichen

¹ Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth: Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter, Köln 2000, S. 66.

² Wegmann, S. 140.

³ Schrettinger, Martin: Tagebuch Wilibald Schrettingers, Benediktiners zu Weissenhohe, I. Band, 1793, S. 139. Handschriftenabteilung, Bayerische Staatsbibliothek, München.

⁴ Schrettinger, Martin: Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars in wissenschaftlicher Form abgefasst, 2 Bde., München 1829.

⁵ Leyh, Georg: Das Dogma von der systematischen Aufstellung I, in Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 29 (1912), S. 241-59; ein Jahr später erschien: Das Dogma von der systematischen Aufstellung II, in ZfB, Jg. 30 (1913), S. 97-136. Abschließend: Systematische oder mechanische Aufstellung? In ZfB, Jg. 31 (1914), S. 398-407.

⁶ Bliss, Henry Evelyn: The Organization of Knowledge in Libraries and the Subject-Approach to Books. 2. Ausg., New York 1939, S. 37: “The more definite the concepts, the relations, and the principles of science, philosophy, and education become, the clearer and more stable the order of the sciences and studies in relation to learning and to life; and so the scientific and educational consensus becomes more dominant and more permanent.”

⁷ Zit. nach Deanna B. Marcum: The Future of Cataloging: Address to the EBSCO Leadership Seminar, ALA Midwinter Meeting, Boston, Mass., 2005, S. 10. URL: <http://www.loc.gov/library/reports/CatalogingSpeech.pdf>. Orig. Engl.: “The objective of cataloging and indexing operations is the production of an intermediate-level summary description of the intellectual and physical characteristics of an information artifact. In

the absence of digital full-length texts, these descriptions serve as the primary device by which people gain access to the contents of libraries.”

⁸ Schrettinger, Martin: "Unmaßgebliche Meinung des Custos Schrettinger in Betreff des zu entwerfenden allgemeinen Planes zur Einrichtung der kön. Zentral-Bibliothek", Memorandum, ca. 1813, Handschriftenabteilung, Bayerische Staatsbibliothek, München, S. 2.

⁹ Levy, Steven: Google's Two Revolutions, in Newsweek, 27. Dezember 2004, URL: <http://www.msnbc.msn.com/id/6733225/site/newsweek/>. Originaltext: “. . . in the post-Google era, memorization will be obsolete, because even the most obscure fact will be instantly retrievable.” Vgl. auch Hilmar Schmundt: Hightechmärchen, die schönsten Mythen aus dem Morgen-Land, Berlin 2002, S. 86-87.

¹⁰ Marcum, S. 1.

¹¹ Fast, Karl V., und D. Grant Campbell: "I Still Prefer Google": University Student Perceptions of Searching OPACs and the Web, ASIST 2004 Annual Meeting, Managing and Enhancing Information: Cultures and Conflicts, Providence, R.I., 2004. (Zit. nach Marcum.)

¹² Marcum, S. 6.

¹³ Lossau, Norbert: Suchmaschinentechnologie und Digitale Bibliotheken? Bibliotheken müssen das wissenschaftliche Internet erschließen, in Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, H. 5-6, 2004.

¹⁴ Marcum, S. 11.

¹⁵ Zur wieder aktuell gewordenen Visualität der Bibliothek siehe auch Garrett, Jeffrey: The Legacy of the Baroque in Virtual Representations of Library Space, in: Library Quarterly, Jg. 74 (2004), H. 1, S. 42-62; URL: <http://www.journals.uchicago.edu/LQ/journal/issues/v74n1/740103/740103.web.pdf>.